

Zeitschrift: Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design
Herausgeber: Hochparterre
Band: 36 (2023)
Heft: 11

Artikel: "Das Bauen ist etwas, was ich sehr liebe"
Autor: Bächtiger, Marcel
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1050404>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Das Bauen ist etwas, was ich sehr liebe»

Lange verschmäht, jetzt gefeiert und ausgezeichnet: Die eigenwilligen Berliner Bauten von Inken Baller und Hinrich Baller erleben eine späte Renaissance. Nach der Verleihung des Grossen Preises des Bundes Deutscher Architektinnen und Architekten haben wir mit Inken Baller gesprochen.

Text und Interview: Marcel Bächtiger, Fotos: Urban fragment observatory

Die Fachwelt begegnete den expressiven Bauten von Inken Baller und Hinrich Baller mit den geschwungenen Balkonen, verschnörkelten Geländern und schräg stehenden Stützen lange Zeit mit Misstrauen. Erst 2022 erschien eine Monografie zum aussergewöhnlichen Werk, begleitet von einer Ausstellung im Deutschen Architekturzentrum (DAZ): «Visiting. Inken Baller & Hinrich Baller, Berlin 1966–89», publiziert und kuratiert vom jungen Berliner Architekturkollektiv Urban fragment observatory, läutete die längst fällige Renaissance der Ballers ein.

Am 15. September sind Inken Baller und Hinrich Baller nun für ihr gemeinsames Werk in den 1970er- und 1980er-Jahren mit dem Grossen Preis des Bundes Deutscher Architektinnen und Architekten (BDA) ausgezeichnet worden. Die Jury würdigt ihre «eigenständige und ökologisch geprägte Entwurfshaltung, die unter den Bedingungen des sozialen Wohnungsbaus zu erstaunlichen Lösungen jenseits des Mainstreams führte». Mit etwas zeitlichem Abstand lasse sich die Architektur der Ballers als heute noch vorbildlich begreifen: «Aufmüpfig, fröhlich, sozial und von eigenwilliger Schönheit.»

Begonnen hatte die berufliche Laufbahn der beiden 1966 mit einem Einfamilienhaus in Hinwil im Kanton Zürich. Darauf gründeten Inken Baller (geboren 1942 im dänischen Tondern) und Hinrich Baller (geboren 1936 im pommerschen Stargard) im Jahr 1967 ein gemeinsames Architekturbüro in Westberlin. In dieser Zeit entstanden zahlreiche Bauten, vornehmlich im Bereich des sozialen Wohnungsbaus. Das Paar trennte sich 1989, beide starteten ein eigenes Büro. Zudem waren sie in der Lehre tätig: Inken Baller von 1985 bis 2007 an der Gesamthochschule Kassel und der Brandenburgischen Technischen Universität Cottbus, Hinrich Baller von 1972 bis 2001 an der Hochschule für Bildende Künste Hamburg. Wir haben die Preisträgerin Inken Baller zum Gespräch getroffen.

Das Wenige, was in Schweizer Architekturmagazinen über Ihr Werk geschrieben wurde, ist nicht gerade schmeichelhaft: Von einer «skurrilen Formensprache» ist da die Rede, von Bauten, die «zu maniert sind, um widerspruchlos hingenommen zu werden», von «versnobter Egozentrik». Überrascht Sie diese Kritik?

Inken Baller: Nein, überhaupt nicht. Solchen Vorwürfen waren wir immer ausgesetzt.

Andersherum gefragt: War die Auszeichnung mit dem Grossen BDA-Preis eine Überraschung?

Oh ja. Ich habe es erst gar nicht glauben wollen. Als Susanne Wartzek, die Vorsitzende des BDA, mich anrief und sagte, sie wolle mir gratulieren, dachte ich: Seltsam, ich habe doch heute gar nicht Geburtstag. Das gemeinsame Werk von mir und Hinrich ist ja mittlerweile 35 bis 55 Jahre alt. Bemerkenswert ist, dass die Bauten von jungen Leuten wiederentdeckt worden sind. Das Kollektiv Urban fragment observatory, das vor eineinhalb Jahren eine Ausstellung gemacht und ein Buch über uns publiziert hat – das waren junge Studierende der Universität der Künste Berlin, die zur gleichen Zeit ihren Master gemacht haben. Und es waren auch vor allem junge Leute, die das Buch gekauft haben. Es war in Windeseile vergriffen.

Wie erklären Sie sich das?

Das hat wahrscheinlich damit zu tun, dass die jungen Architektinnen von heute die Diskussionen und die Vorwürfe, denen wir früher – gerade von Architektenseite – ausgesetzt waren, nicht kennen und nicht miterlebt haben. Sie können vorurteilsfrei an die Bauten herangehen und hinter allen Besonderheiten die eigentlichen Qualitäten unserer Entwürfe erkennen. Die Buchpublikation war für mich auch Anlass für eine Wiederbegegnung mit unseren Bauten. Und ich habe gestaunt, wie frisch die Häuser geblieben sind. Man sieht, wie verschiedenartig sie bewohnt werden, wie sie geschätzt und gepflegt werden, wie das Grün rundherum spriesst, wie sich die Menschen im wahrsten Sinn des Wortes eingewohnt haben.

Die «Baller-Bauten» sind ein Westberliner Phänomen.

Die gemeinsame Arbeit von Ihnen und Hinrich nahm aber in der Schweiz ihren Anfang.

Das stimmt, war aber eher dem Zufall geschuldet. Eine Schwester von Hinrich war mit einem Schweizer verheiratet, und dieser wiederum war befreundet mit einer Familie, die im zürcherischen Hinwil ein kleines Grundstück →



Architektin und Professorin Inken Baller. Foto: Till Budde



Beginn einer jahrzehntelangen Beschäftigung mit Wohnen in Berlin: Haus Bachmann im zürcherischen Hinwil, 1966.



Balkon in die Stadt: Wohnhaus Richardstrasse, 1988.

→ besass. Das Grundstück war ziemlich komplex, und die Familie hatte schon verschiedene Architekten angefragt, ohne ganz glücklich zu werden. Hinrich hat dann ein Modell gebaut, und die Bauherrschaft hat sich gleich in dieses Modell verliebt. Mit diesem kleinen Einfamilienhaus hat alles angefangen.

Und Sie sind in die Schweiz gefahren und haben die Bauleitung übernommen.

So gut ich es eben konnte! Ich war damals ja noch Studentin. Es war herausfordernd, aber ich habe in diesen neun Monaten unendlich viel gelernt. Die Frage war, was schlimmer war: dass ich jung war, dass ich eine Frau war oder dass ich eine Deutsche war (lacht). Das war 1966. Im Kanton Zürich ging damals gerade die kantonale Abstimmung zum Frauenstimmrecht verloren.

Die Praxis des Bauens ist Ihnen immer sehr wichtig gewesen.

Das Bauen ist etwas, was ich sehr liebe. Ich war schon als Kind gerne auf Baustellen, habe später ein Baupraktikum gemacht, drei Monate bei den Maurern und drei Monate bei den Zimmerleuten. Die haben mich in keiner Weise geschont, aber es hat mir Spass gemacht. Baustellen mag ich noch heute sehr gern: die Entstehung des Hauses, die Betriebsamkeit, all die beteiligten Menschen. Ich bin immer sehr gut mit den Handwerkern klargewesen. Man lernt sehr viel von ihnen.

Gleichzeitig sind Sie während Ihres Diploms sozialwissenschaftlichen Interessen gefolgt.

Wir waren eine grosse Gruppe von Diplomanden, die sich mit Sanierungsgebieten in Berlin-Kreuzberg beschäftigt haben. Wir teilten uns nach Themen auf: Arbeit, Wohnen, Freizeit und so weiter. Weil ich gerade ein Kind bekommen hatte und mich das Thema interessierte, beschäftigte ich mich mit der frühkindlichen Sozialisation. Wir lasen alle einschlägige Literatur und veranstalteten einmal in der Woche ein Plenum, um die verschiedenen theoretischen Ansätze zu diskutieren. Unsere Diplomarbeit bestand schliesslich aus einem gemeinsamen Symposium, das sich über drei Tage hinzog. Dass das überhaupt möglich war, war unserem Professor Bernhard Hermkes zu verdanken, der sehr fortschrittlich eingestellt war.

Sie und Hinrich Baller gehören zur 1968er-Generation. Sie haben sich viel mit Politik, Philosophie und Soziologie beschäftigt, dann aber trotzdem den Weg in die Praxis genommen. Unter etwas veränderten Vorzeichen stellen sich viele junge Architekturschaffende von heute die Grundsatzfrage: Sollen wir überhaupt noch bauen?

Die Diskussion gab es zu unserer Zeit ebenfalls. Viele unserer Kollegen sagten: Wir können jetzt gar nicht bauen, wir müssen zuerst die Gesellschaft verändern. In ähnlicher Denkrichtung kann man heute sagen: Wir müssen zuerst in den hochkomplexen Klimafragen weiterkommen, bevor wir wieder bauen. Ich sehe es etwas anders. Gerade im Kontext der Klimakrise haben wir als Architektinnen unendlich viele konkrete Aufgaben vor uns. Denken wir an den Umbau unserer Quartiere. Das fängt jetzt an. Die leer stehenden Bürogebäude, die leer stehenden Malls und Kaufhäuser: All diese Bauten können zu diversen, komplexen und gut funktionierenden kleinen Biotopen umgebaut werden. Dazu braucht es Architekten, die vom konstruktiven Detail bis hin zur Ökologie gut Bescheid wissen. Es braucht uns als kreative Generalisten.

Sie waren vor allem im sozialen Wohnungsbau tätig. Allerdings war der soziale Wohnungsbau in Westberlin keine Sache öffentlicher oder gemeinnütziger Bauträger, sondern wurde von privaten Investoren betrieben, die von den Subventionen der öffentlichen Hand profitiert haben.

Das war in der ganzen Bundesrepublik so. In der Enklave Westberlin gab es noch zusätzliche Fördergelder und Steuerabschreibungen, um den Bausektor anzukurbeln und so der Wirtschaft auf die Beine zu helfen. Der soziale Wohnungsbau in Westberlin war für Investoren attraktiv. **Und haben Sie gemeinsam mit den Investoren zu Ihrer eigenständigen Architektursprache gefunden? Oder eher in Reibung mit ihnen?**

Beides. Die Investoren haben relativ schnell festgestellt, dass wir gut brauchbar waren. Uns gelang es immer wieder, auf schwierigen Grundstücken viel Wohnfläche zu schaffen. Für den Investor zählte einerseits das Quantum an vermietbarer Fläche, andererseits die Sicherheit, →



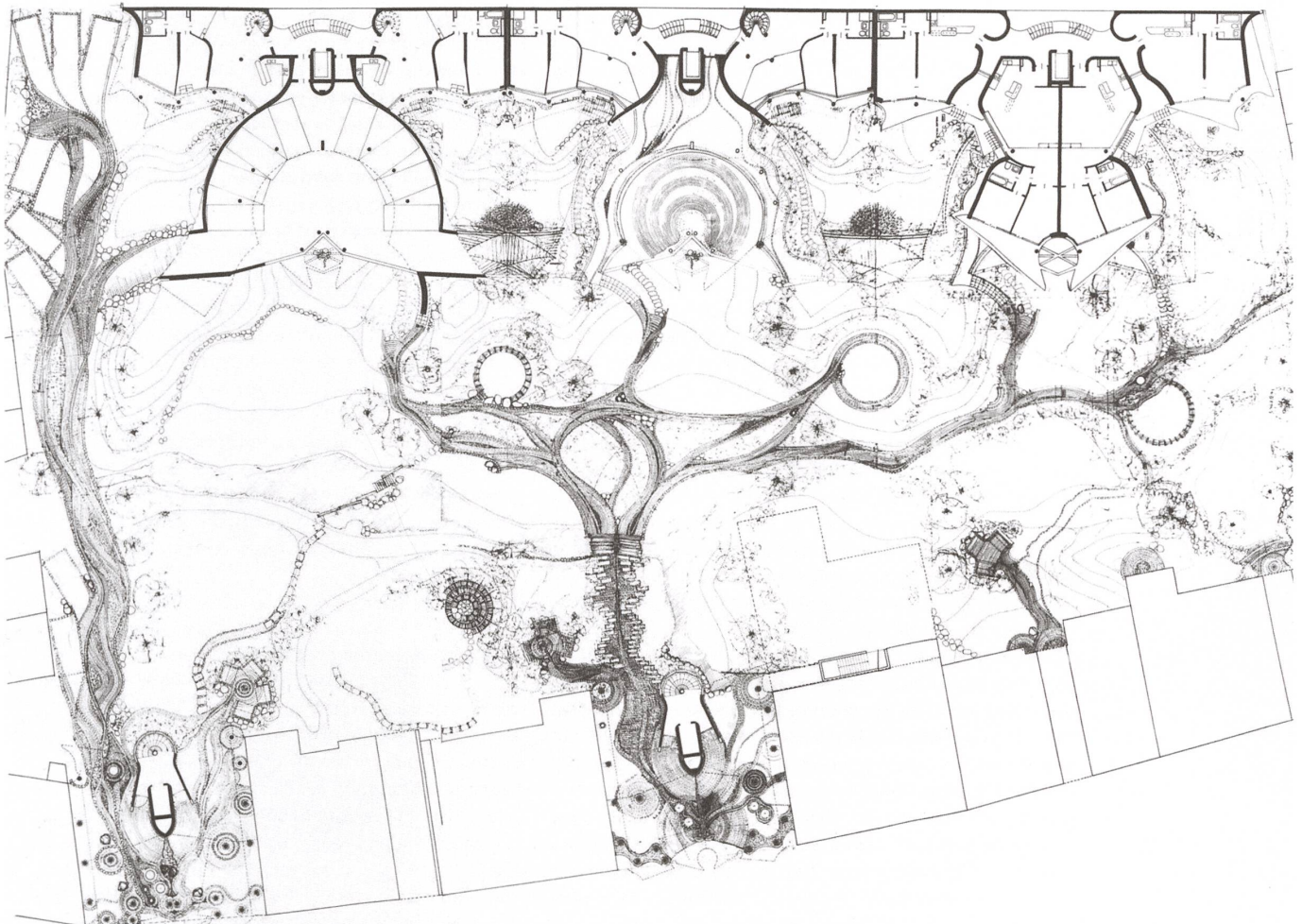
Gestapelte Räume: Sporthalle Carl Schuhmann, 1986.



Offenes Wohnen: Maisonette am Fraenkelufer, 1980-1984.



Der Parkplatz am Fraenkelufer ist auch ein Ort im Garten.



Fließende Räume, innen und aussen: Gartenanlage und Grundrisse der Wohnbebauung am Fraenkelufer, 1982-1985. Plan: Inken Baller und Hinrich Baller

→ dass er seine Wohnungen nach Fertigstellung schnell vermieten kann. Es gab ja damals viel Leerstand. Gleichzeitig mussten wir entlang der Regularien des sozialen Wohnungsbaus planen. Die vorgeschriebenen Quadratmeterzahlen mussten eingehalten, die Möblierung nach üblichen Standards musste gewährleistet sein. Die Investoren fragten nie nach einer bestimmten Ästhetik. Solange wir die Kosten einhielten, liessen sie uns architektonische Freiheiten. Und diesen Freiraum nutzten wir. Den Architekturanspruch, den wir einbrachten, nannten wir «Schmuggelware». Darüber diskutierten wir gar nicht weiter, das schmuggelten wir einfach hinein.

Dass die Wohnungen schnell vermietet werden konnten, lag an dieser «Schmuggelware»?

Ja, es lag an der grossen Wohnqualität. Die Menschen zogen immer sehr gern in unsere Häuser ein. So viel Kritik wir von offizieller Architektenseite einstecken mussten, so viel Zuspruch bekamen wir von den Bewohnern.

Was macht den speziellen Wohnwert eines «Baller-Hauses» aus?

Das fängt mit dem Grundriss an. Wir hatten immer minimierte Treppenhäuser. Schön, aber minimiert. Umso mehr Quadratmeter hatten wir für die Wohnungen frei. Beim Betreten stellte sich gleich ein Gefühl von Grosszügigkeit ein. Die fliessenden Räume waren uns sehr wichtig: Räume, die sich gegen aussen hin immer weiter öffneten, hin zu den Balkonen, von denen man in den Garten oder in den Stadtraum sah.

Die Aufteilung in Elternschlafzimmer, Kinderzimmer und Küche, die in den Weisungen zum sozialen Wohnungsbau vorgesehen war, gab es bei Ihnen nicht?

Die gab es schon. Wir mussten die Räume ja nachweisen. Aber wir handhabten sie flexibler und verpackten sie nicht in lauter kleine Schachteln. Auf den Flur verzichteten wir stets, so gewannen wir zusätzliche freie Wohnfläche. Auch geschlossene Küchen gab es bei uns nicht, was damals ziemlich unüblich war. Sich in einer unserer Wohnungen einzurichten, stellte also in gewisser Hinsicht eine Herausforderung dar. Aber diese Herausforderung führte mit sich, dass sich die Menschen sehr stark mit ihrer Wohnung identifizierten. Sie richteten sich ihre eigene Wohnung her und stellten fest, dass die Nachbarn in der gleichen Wohnung ganz anders lebten.

Trotz der räumlichen Grosszügigkeit und der auffallenden Gestaltung sind Ihre Bauten sehr ökonomisch.

Wir arbeiteten viel mit standardisierten Bauteilen. Zum Beispiel bei den Wohnbauten am Fraenkelufer in Berlin-Kreuzberg: Die Stützen, die so individuell wirken, wurden auf der Baustelle als Fertigteile hergestellt. Sie haben unterschiedliche Bewehrungen, aber den gleichen Durchmesser. So konnten wir dieselbe Holzschalung etwa 30-mal wiederverwenden, was eine enorme Kosteneinsparung bedeutete. Dasselbe gilt für die geschwungenen Balkon-Fertigteile. Sie hatten alle den gleichen Radius und konnten mit nur einer einzigen Schalung hergestellt werden. Und so geht das weiter mit den Geländern und Fenstern: Alle wurden in Serie hergestellt.

Als wir gemeinsam in Berlin unterwegs waren, haben Sie viel über Struktur und Raum, über die Konstruktion oder über das Licht gesprochen. Dem Aussenstehenden fällt hingegen als Erstes der «Baller-Stil» mit den geschwungenen Formen und den verschnörkelten Details ins Auge. Woher kommt diese Sprache?

Das ist eine schwierige Frage. Die Sprache hat sich über die Jahre entwickelt. Wenn man sich unsere Gebäude im zeitlichen Ablauf anschaut, stellt man fest, dass sie immer filigraner geworden sind. Bei den frühen Bauten hatten wir noch keine Filigran-Geländer, sondern häufig Blumentrö-

ge, aus denen Pflanzen wachsen konnten. Sie funktionierten bis heute wunderbar, sind aber viel massiver als die späteren Geländer. Die Entwicklung hin zur Leichtigkeit interessierte mich sehr, sowohl hinsichtlich Tragstruktur als auch wegen der Materialersparnis. Dass die Geländer nicht nur leichter, sondern auch verschnörkelter geworden sind – das ist nicht meine Seite, sagen wir es mal so.

Gab es für Ihre Architektur Vorbilder?

Ein wichtiges Beispiel war uns Antoni Gaudís «Casa Milà», wo schon sehr früh fliessende Grundrisse zu finden sind. Hinter den organischen Formen steckt ein unglaublich kluges und raffiniertes statisches Konzept. Das ist ein wiederkehrendes Phänomen bei Gaudís Bauten: Sie sind konstruktiv sehr durchdacht und innovativ, obwohl sie überhaupt nicht rational aussehen und man ihre Struktur auf den ersten Blick gar nicht erkennen kann. Auch Hans Scharoun war eine wichtige Referenz. Wie er beispielsweise in der Villa Schminke in der Oberlausitz das Grün in die Wohnung hereingeholt und wie er Innen und Aussen über Balkone und Zugänge eng miteinander verknüpft hat – das waren wichtige Themen.

Der Einbezug der Natur ist eine wichtige Qualität der «Baller-Bauten». Auch in dieser Hinsicht erscheint Ihr Werk erstaunlich aktuell.

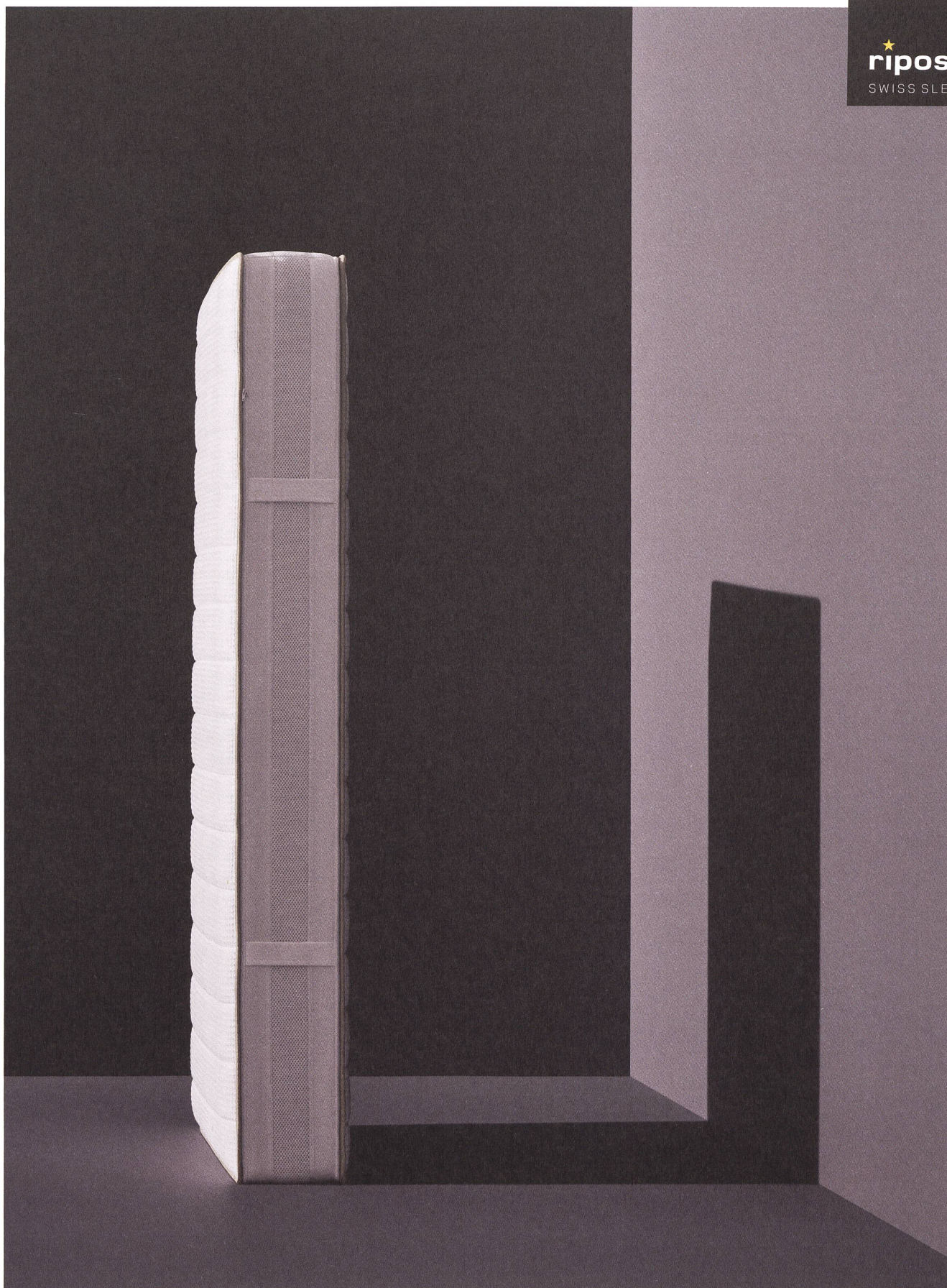
In den 1970er-Jahren war die Ökologie ein bestimmendes Thema, die Umweltfragen waren absolut präsent. Erstaunlich ist, dass das Thema ab den 1990er-Jahren plötzlich aus dem Architekturdiskurs verschwand. Ende der 1980er-Jahre gab es noch Förderprogramme für ökologisches Bauen und für flächensparendes Bauen. Aber plötzlich verschwanden diese Themen. Ich habe keine Erklärung dafür. Wir haben es uns geleistet, 20 Jahre lang nicht mehr über Umweltfragen nachzudenken. Nun müssen wir die ökologischen Themen zwangsweise wiederentdecken. Es bleibt uns ja gar nichts anderes übrig.

Sie haben den Grossen BDA-Preis nicht zuletzt auch deshalb erhalten, weil Sie als Architektin und Professorin für einen selbstbewussten weiblichen Zugang zur Architektur standen und Generationen von Studierenden als Vorbild dienten. Was haben Sie ihnen mit auf den Weg gegeben?

Architektur ist ein Beruf, für den sich der Einsatz lohnt. ●



Visiting. Inken Baller & Hinrich Baller. Berlin 1966-89
Herausgeberschaft: Urban fragment observatory
Verlag: Verlag der Buchhandlung Walther und Franz König
Umfang: 544 Seiten
Das Buch ist momentan vergriffen, der Nachdrucktermin noch nicht bekannt.



Ästhetik und Funktionalität in perfekter Harmonie – für einen starken Rücken
und ganzheitliche Schlafgesundheit. [riposa.ch](https://www.riposa.ch)